

„Eine Stunde für etwas Anderes“

Empirische Einsichten und konzeptionelle Überlegungen zum evangelischen Gottesdienst

Uta Pohl-Patalong

„*An Hour for Something Different*“: *Empirical Insights and Conceptual Remarks regarding the Protestant Sunday Service*. The author reports on her empirical findings on how churchgoers see the special hour on Sunday morning and relates the interpretations of the participants to current debates in practical theology. Consequences for church practice are outlined.

In den praktisch-theologischen Diskursen haben sich in den letzten Jahren die wissenschaftlichen Bemühungen um den Gottesdienst intensiviert. Dabei wurden einerseits seine besonderen Chancen, die christliche Botschaft mit allen Sinnen zu erleben, herausgestellt, andererseits wurde er aber auch immer wieder als „Sorgenkind“ kirchlichen Handelns gesehen, weil der statistische Besuch des Gottesdienstes bei weitem nicht seiner Bedeutung für Theologie und Kirche entspricht. Aus der Fülle der diskutierten Aspekte lassen sich zwei Themenkreise identifizieren, um die die Diskurse immer wieder kreisen: das gottesdienstliche Teilnahmeverhalten der Kirchenmitglieder einerseits und die Frage nach der Form des Gottesdienstes bzw. die wachsende Vielfalt gottesdienstlicher Formen andererseits. Beide Themen hängen eng zusammen und münden letztlich in die grundlegende Frage, was der Gottesdienst für das Leben der Kirche und die Christinnen und Christen bedeutet.

Beiden Themenkreisen nähere ich mich vor dem Hintergrund einer empirischen Studie zum Erleben der Gottesdienstteilnehmenden.¹ Die – eigentlich nahe liegende – Frage, wie denn diejenigen, die den Gottesdienst besuchen, diese Stunde Zeit am Sonntagmorgen wirklich erleben, ist erstaunlicherweise lange nicht gestellt und untersucht worden, erweist sich aber als äußerst ergiebig für die zentralen Fragestellungen zur Situation des Gottesdienstes.

Meine Überlegungen beginne ich mit einer Darstellung der Situation des Gottesdienstes und möglicher praktisch-theologischer Deutungsmuster dieser Situation. Anschließend werde ich die Fragestellung mit Erkenntnissen aus der genannten empirischen Gottesdienststudie vertiefen und

1 Vgl. Uta Pohl-Patalong, *Gottesdienst erleben. Empirische Einsichten zum evangelischen Gottesdienst*, Stuttgart 2011.

diese Einsichten theologisch reflektieren. In einem zweiten Gedankengang widme ich mich der Frage nach der Form des Gottesdienstes und der Entwicklung alternativer Gottesdienstformen. Auch hier stelle ich zunächst die Situation dar, stelle dann praktisch-theologische Deutungsversuche vor, vertiefe diese empirisch und komme zu theologischen Überlegungen. Abschließend ziehe ich Konsequenzen aus beiden Themenkreisen für die kirchliche Praxis und die Praktische Theologie.

1. Teilnahme am evangelischen Gottesdienst

1.1. Werden die Kirchen immer leerer? – Situationsanalyse

Fragt man nach der Realität des evangelischen Gottesdienstes, sind in der Regel rasch Zahlen im Blick, und zwar zumeist Zahlen, die mit einer Negativdiagnose verbunden werden. Die „eine Stunde Zeit“ am Sonntagmorgen wird statistisch gesehen nur im Ausnahmefall für den Gottesdienst verwendet. Die oft zu hörende pauschale Vermutung „die Kirchen werden immer leerer“ reagiert auf ein bestimmtes Phänomen, sie ist aber aus praktisch-theologischer Perspektive zu relativieren und zu differenzieren. Zum einen suggerieren solche Diagnosen, dass es einen aktuellen Exodus aus dem Gottesdienst gäbe, der bis vor einigen Jahrzehnten noch von der überwiegenden Mehrheit der Kirchenmitglieder besucht worden sei. Im 19. Jahrhundert lag der Besuch des Gottesdienstes in den Großstädten jedoch vermutlich bei 1,5 % der Kirchenmitglieder – also deutlich unter den heutigen Zahlen. Die Klage über mangelnden Gottesdienstbesuch ist bereits seit dem 18. Jahrhundert massiv zu vernehmen. Es gibt offensichtlich eine jahrhundertealte protestantische Tradition, seine Kirchenmitgliedschaft ohne den regelmäßigen Gottesdienstbesuch zu leben.

In Zahlen bedeutet dies: Im Jahr 2009 besuchten an dem „Zählsonntag“ Invokavit deutschlandweit ca. 1 Million Menschen oder 3,7 % der evangelischen Kirchenmitglieder einen Gottesdienst.² In den 1950er und frühen 1960er Jahren, die in der Regel einen Bezugspunkt heutiger Angaben darstellen, lag der Gottesdienstbesuch an einem „normalen“ Sonntag EKD-weit bei 8,7 % der evangelischen Kirchenmitglieder (gezählt 1963). Der Gottesdienstbesuch lag also vor 50 Jahren durchaus höher als heute, aber die Vorstellung eines aktuellen Massenauszugs aus dem Gottesdienst ist dennoch verfehlt.

2 Vgl. EKD-Statistik Gottesdienst und Abendmahl der EKD 2009, <http://www.ekd.de/statistik/gottesdienst.html>, zuletzt abgerufen am 20.12.2011. Siehe zu diesem Befund auch *Peter Höhmann / Volkhard Krech*, Die vierte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung. Alles wie gehabt?, in: *PrTh* 39 (2004), 3 – 12, hier: 7.

Allerdings ist bei diesen Zahlen zu berücksichtigen, dass sich diese prozentual auf die Mitglieder der evangelischen Kirche beziehen – und diese haben seit den 1970er Jahren deutlich abgenommen. Zusammen mit dem Rückgang des prozentualen Besuchs ergibt sich ein Rückgang des Gottesdienstbesuches in absoluten Zahlen um ca. ein Drittel in den letzten 50 Jahren.

Der Besuch „besonderer“ Gottesdienste nimmt hingegen seit einigen Jahren kontinuierlich zu. Das gilt für Weihnachtsgottesdienste, für Open-Air-Gottesdienste, Schulanfangsgottesdienste sowie für Gottesdienste bei aufwühlenden Anlässen wie nach Attentaten oder Todesfällen, die von besonderem öffentlichen Interesse sind. Wir haben also ein widersprüchliches Bild vor uns, das (wie jede Statistik) nach Deutung verlangt.

1.2. Kritik, Akzeptanz und Selbstkritik – praktisch-theologische Deutungsversuche

Grob umrissen lassen sich sowohl kirchlicherseits als auch in der Praktischen Theologie drei Deutungsmuster unterscheiden, die zeitlich versetzt auftreten, ohne dass das vorhergehende verschwindet:

- Bis in die 1970er Jahre war der Tenor leitend, den geringen Gottesdienstbesuch zu beklagen und die Ursachen dafür in der „modernen Gesellschaft“ bzw. im „modernen Menschen“ zu suchen. Gestiegene Bedürfnisse nach Freizeit und Erholung, zunehmende Konkurrenzangebote am Sonntagvormittag und die hedonistische Grundorientierung wurden als Ursachen dafür gesehen, dass der Gottesdienstbesuch zurückgeht. Das Problem wurde also auf Seiten der Kirchenmitglieder lokalisiert.
- In den 1970er und 1980er Jahren jedoch gingen – vor allem vor dem Hintergrund der EKD-Mitgliedschaftsstudien – pauschale Verurteilungen zurück. Es entwickelte sich allmählich Aufmerksamkeit für die unterschiedlichen Rhythmen und unterschiedlichen Logiken des Gottesdienstbesuchs, die – in der Begrifflichkeit von Peter Cornehl – nicht nur wochenzyklisch, sondern auch monatszyklisch, jahreszyklisch oder lebenszyklisch geprägt sein können.³ Diese Wahrnehmung verband sich mit der Einsicht, dass die einfache Gleichung „je kirchlicher, desto christlicher“ nicht aufgeht. Eine „distanzierte“ Kirchlichkeit wurde zunehmend akzeptiert. Das gottesdienstliche Teilnahmeverhalten wurde

3 Vgl. *Peter Cornehl*, Teilnahme am Gottesdienst. Zur Logik des Kirchgangs – Befund und Konsequenzen, in: *Joachim Matthes* (Hg.), Kirchenmitgliedschaft im Wandel. Untersuchungen zur Realität der Volkskirche. Beiträge zur zweiten EKD-Umfrage „Was wird aus der Kirche?“, Gütersloh 1990, 15–53.

kaum noch problematisiert, sondern als Ausdruck distanzierter, aber stabiler Kirchlichkeit betrachtet.

- Seit Mitte der 1990er Jahre gibt es hingegen eine wachsende Tendenz in der Theologie, den Gottesdienstbesuch erneut als Problem zu betrachten. Ein wichtiger Hintergrund dafür ist die durch die neueren religionssoziologischen Studien belegte Erkenntnis, dass eine stabile Religiosität ohne jegliche kirchliche Bindung eher die Ausnahme als die Regel ist und die „kirchliche Religion“, die sich in besonderer Weise im Gottesdienst manifestiert, eine wichtigere Rolle spielt für den Glauben der Einzelnen, als man in den letzten Jahrzehnten gedacht hat. Gleichzeitig hat sich vor allem in empirischen Studien gezeigt, dass es nicht nur externe, sondern auch interne, im Gottesdienst selbst liegende Hinderungsgründe gibt, den Gottesdienst zu besuchen.⁴ Damit wird der statistisch relativ geringe Gottesdienstbesuch theologisch brisant, denn wenn der Gottesdienstbesuch relevant ist für den Glauben von Menschen und es gleichzeitig in den real existierenden Gottesdienstformen Hinderungsgründe gibt, den Gottesdienst zu besuchen, muss die Kirche sich fragen, ob sie ihrem grundlegenden Auftrag, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, hinreichend nachkommt. Vor diesem Hintergrund wird die relativ geringe Teilnahme am evangelischen Gottesdienst gegenwärtig wieder neu problematisiert, jetzt allerdings mit dem Akzent auf der Bringschuld auf Seiten der Kirche. Die gottesdienstlichen Formen stehen auf dem Prüfstand und werden kritisch hinterfragt: Sind sie geeignet für und mit Menschen des 21. Jahrhunderts das Evangelium zu kommunizieren? Eröffnen sie Einsichten, die den Glauben und das Leben der Einzelnen fördern? Diese Fragen werden gegenwärtig mit Vehemenz gestellt und – erwartungsgemäß – kontrovers beantwortet. Erstaunlich selten sind bislang dabei jedoch die „ganz normalen“ Gottesdienstbesucherinnen und -besucher zu Wort gekommen, zumeist wurden diese Fragen intern in der praktisch-theologischen Wissenschaft oder aber unter kirchlichen Hauptamtlichen diskutiert. Sinnvoll erscheint es jedoch, Kenntnis zu erhalten von dem Erleben der Kirchenmitglieder, in der über die Attraktivität und Lebensnähe des Gottesdienstes geurteilt wird.

4 Vgl. beispielsweise *Wolfgang Huber / Johannes Friedrich / Peter Steinacker* (Hg.), *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die 4. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006*, 455; *Jan Hermelink*, *Der Sonntagsgottesdienst zwischen Individuum und Institution*, in: *Kristian Fechtner / Lutz Friedrichs* (Hg.), *Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch*, Stuttgart 2008, 32–48, oder *Lutz Friedrichs*, *Mit dem Zweiten sieht man besser? „Alternative“ Gottesdienste als liturgische Herausforderung*, in: *Lernort Gemeinde 23* (2005/2), 46–50, hier: 46.

1.3. Die Bedeutung des Gottesdienstes für die Kirchenmitglieder – empirische Vertiefungen

Diese Einsicht ist der Ausgangspunkt der genannten empirischen Studie zur Frage, wie evangelische Kirchenmitglieder den Gottesdienst subjektiv erleben. Sie beruht auf 22 ein- bis zweistündigen qualitativen Interviews mit nach bestimmten Kriterien ausgewählten Gottesdienstteilnehmenden. Befragt wurden Menschen mit sehr unterschiedlichen Zugängen zum Gottesdienst, die diesen sehr regelmäßig oder eben nur sporadisch besuchen. Dabei haben wir das Spektrum bewusst nicht auf den agendarischen Sonntagvormittagsgottesdienst beschränkt, sondern Besucherinnen und Besucher unterschiedlicher Gottesdienstformen befragt. In den Interviews haben wir die Interviewten zunächst in einem offenen Erzählimpuls gebeten, von ihrem Zugang zum Gottesdienst zu erzählen, und sind dabei dem gefolgt, was sie selbst als relevant ansehen. Anschließend haben wir anhand eines Interview-Leitfadens nach einzelnen Elementen und Aspekten des Gottesdienstes gefragt. Diese Interviews wurden transkribiert und dann nach dem von Christiane Schmidt entwickelten Ansatz der „*Kategorienbildung am Material*“⁵ codiert und ausgewertet. Hermeneutisch leitend war dabei die Identifikation unterschiedlicher „Erlebenslogiken“. „Logik“ ist dabei nicht mathematisch oder philosophisch zu verstehen. Einer Erlebenslogik zu folgen erfasst den Gottesdienst unter einem bestimmten Gesichtspunkt. So kann beispielsweise die Musik im Gottesdienst in ihrer emotionalen Qualität, als inhaltliche Aussage oder unter dem Gesichtspunkt ihrer musikalischen Qualität wahrgenommen werden.

Bei der Auswertung war beeindruckend, wie auskunftsfähig „ganz normale“ Kirchenmitglieder über den Gottesdienst sind. Kirchenmitglieder aller Milieus und Bildungsschichten reflektieren offensichtlich intensiv über den Gottesdienst und ihr subjektives Erleben in ihm – und zwar unabhängig davon, wie vertraut sie mit seinen Formen sind und welche Form sie bevorzugen. Entsprechend hat die Studie eine Fülle interessanter Ergebnisse erbracht, die ein wenig genauer verstehen lassen, was der Gottesdienst für Menschen heute bedeutet. An fünf ausgewählten Aspekten soll dies exemplarisch verdeutlicht werden.

5 Vgl. *Christiane Schmidt*, „Am Material“. Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews, in: *Barbara Friebertshäuser / Annedore Prengel* (Hg.), *Handbuch qualitative Methoden in der Erziehungswissenschaft*, Weinheim / München 1997, 544–568, und *dies.*, Analyse von Leitfadeninterviews, in: *Uwe Flick / Ernst von Kardorff / Ines Steinke* (Hg.), *Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch*, Reinbek 2000, 447–456.

1. Der Gottesdienst wird bewusst und mit subjektiver Motivation besucht.

Die Studie zeigt deutlich, dass, unabhängig von der Generation, vom Milieu und auch unabhängig von dem gottesdienstlichen Teilnahmeverhalten, der Gottesdienstbesuch durchgehend subjektiv motiviert und begründet wird. Dies überrascht kaum für die jüngeren Generationen sowie für diejenigen, die an alternativen Gottesdienstformen teilnehmen. Es gilt aber durchweg auch für die sog. „Kirchentreuen“ der älteren Generation. Auch sie wissen genau, was sie im Gottesdienst suchen, und gehen nicht selbstverständlich und unhinterfragt dorthin. So beschreibt beispielsweise Dieter, ein 69-jähriger, sehr regelmäßiger Besucher des agendarischen Gottesdienstes seine Erwartungen an den Gottesdienst so:

„Im Gottesdienst will ich aufmerksam gemacht werden, ich will Bestätigung, Stärkung, ich will gegen den Strich gebürstet werden [...]. Ich will wach gemacht werden. Ich will etwas mitnehmen, woran ich weiterdenken kann, aber ich will auch Bekräftigung, Bestätigung, Ermutigung. [...] Also, was dahinter steht, ist [...]: Ich will die frohe Botschaft!“ (Dieter 2,21 – 28)

2. Die subjektive Bedeutung des Gottesdienstes ist nicht identisch mit seinem regelmäßigen Besuch.

Immer wieder haben wir in den Interviews gehört, dass Menschen den Gottesdienst sehr schätzen und ihm eine hohe Bedeutung einräumen, auch wenn sie ihn nicht regelmäßig besuchen. Dies passt zu dem interessanten Phänomen, dass die Selbsteinschätzung, wie oft man den Gottesdienst besucht, in allen Studien deutlich höher ist als die statistisch erhobenen Besuchszahlen. Dass an einem zufällig ausgewählten Sonntag 3,7 % der Kirchenmitglieder den Gottesdienst besuchen, bedeutet demnach nicht, dass der Gottesdienst den anderen 96,3 % nichts bedeutet oder sie ihn nie besuchen würden. Der Rhythmus des Gottesdienstbesuchs hat sich stark individualisiert. So gehen auch Menschen, denen er viel bedeutet, oft nur gelegentlich zum Gottesdienst.

Andrea beispielsweise, eine 38-jährige sporadisch unterschiedliche Formen des Gottesdienstes besuchende Frau, beschreibt die Situation mit kleinen Kindern so:

„Häufig habe ich dieses ‚ach (Stimme runter) Tasche packen, wer braucht was, Wasser für (Name des kleinsten Kindes), Windeln, Bücher für die Mädchen und können wir denn nicht einfach hier bleiben‘, also dass ich dann auch manchmal dieses Aufraffen hab‘ ... aber dass ich meistens doch was mitnehme, also wenn die Kinder mich lassen.“ (Andrea 1,32 – 38)

3. Der Gottesdienst soll Zeit und Raum für etwas „Anderes“ bieten

Selbstverständlich sind die an den Gottesdienst gestellten Erwartungen keineswegs einheitlich. Interessanterweise äußern jedoch fast alle Befragten, dass sie den Gottesdienst als Zeit und Raum für etwas „Anderes“ erleben, das sich vom Alltag deutlich unterscheidet. Dies drückt Verena, 38 Jahre und den agendarischen Gottesdienst in größeren Abständen besuchend, prägnant aus:

„Also für mich ist es schon auch eine Insel, diese kurze Zeit, auch Auszeit, die ich mir nehme. Es klingelt halt nicht das Telefon oder irgendwas, sondern ich bin halt nur mit mir und ... mit der Gemeinde, mit Gott.“ (Verena 2,30 – 3,2)

Unterschiede finden sich dann darin, wie sehr sich diese Stunde ästhetisch deutlich vom Alltag abheben soll. Die einen wünschen sich einen feierlichen Charakter, der nicht durch Störungen irritiert wird. So sagt Kai, ein 43jähriger kirchenkritischer und den Gottesdienst selten besuchender Interviewpartner:

„Der Gottesdienst ist schon etwas Besonderes, das würde ich schon sagen. Natürlich muss er nahe am Alltag bleiben, aber mit dem, wie er anspricht, und nicht mit dem, wie er ist.“ (Kai 9,21 – 23)

Andere wünschen sich hingegen eine lockere, fröhliche Atmosphäre; hier sind Störungen wie herumlaufende Kinder oder nicht funktionierende Mikrofone willkommen, weil sie die Atmosphäre auflockern. So sagt Nina, 28 Jahre alt:

„Festlich? Dass das so ‚oaach‘ über den Sphären, pathetisch, überhaupt nicht. Nein. Ich find’s auch schön, wenn im Gottesdienst mal gelacht wird. [...] Da kann meinerwegen auch mal ’ne Panne passieren. [...] Also wenn das wirklich so komplett so sehr, sehr festlich und feierlich ist, dann geh ich manchmal auch sehr schwer und gefüllt nach Hause und nicht so locker und beschwingt.“ (Nina 16,19 – 24)

4. „Lebensrelevanz“ und „eigenes Denken“ sind zentrale Kriterien für den Besuch des Gottesdienstes

Immer wieder wurde in den Interviews die Relevanz des Gottesdienstes für das persönliche Leben und den persönlichen Glauben der Einzelnen als Kriterium für einen aus subjektiver Warte gelingenden Gottesdienst benannt bzw. eingefordert und Kritik geübt, wenn solche Lebensrelevanz nicht vorhanden ist. Insbesondere an die Predigt wird die Erwartung gestellt, dass diese konkret für das eigene Leben etwas bringt. So formuliert Paul, 40 Jahre, ein sehr sporadischer Gottesdienstbesucher:

„Ich freue mich auf eine gute Predigt, die mich anspricht, wo ich sagen kann: ‚Aha, das habe ich so schon erlebt und das führt mich da weiter, wenn ich mich da

rückbesinne auf irgendein Thema, und das wird mir durch die Predigt erläutert.“ (Paul 6,21 – 24)

Überraschend stark vertreten ist jedoch auch der Wunsch nach Stillephasen, in denen selbstbestimmt der Bezug zum eigenen Leben hergestellt werden kann. Nina sagt es so:

„Find’ ich schön, wenn der Raum gelassen wird für eigene Gedanken. Weil (Pause) ja, jeder entwickelt ja auch während des Gottesdienstes vielleicht noch irgendwelche anderen Gedanken oder taucht dann einfach mal ab, dann find’ ich das sehr schön, weil man dann eben innerhalb des Gottesdienstes einfach mal selbst entscheiden kann, was man jetzt gerade gedanklich machen möchte. Und nicht so geführt wird. Das find’ ich sehr schön.“ (Nina 17,26 – 34)

Auffallend ist weiter, dass quer durch die Generationen, Geschlechter und Milieus der Wunsch nach eigenem Denken, Mitdenken und Weiterdenken deutlich formuliert wird. Die älteste Befragte, die 80jährige Gertrud, die fast jeden Sonntag den Gottesdienst besucht, verbindet Stillephasen mit dem Wunsch:

„... dass man das fortsetzen kann praktisch, was der da sagen wollte: Was hat das mir selbst jetzt zu sagen?“ (Gertrud 13,21 – 24)

Abgelehnt wird hingegen der pädagogische Zeigefinger:

„Und was ich nicht mag, ist, wenn die halt da oben stehen und wirklich so dieses ... ehm ... einem seine eigene Weisheit aufzwingen wollen.“ (Nina 5,25 – 27)

5. Der Segen spielt eine zentrale Rolle

Schließlich sind für die Frage, was Menschen im Gottesdienst suchen und finden, die Äußerungen zum Segen besonders interessant. Denn dieser wird einerseits durchweg als sehr bedeutungsvoll und hoch emotional erlebt, andererseits mit sehr vielen unterschiedlichen Bedeutungszuschreibungen versehen: Mit insgesamt elf Logiken zeigt der Segen das größte Bedeutungsspektrum von allen gottesdienstlichen Elementen: Er kann vorrangig in der Logik der Unverzichtbarkeit wahrgenommen werden, als Abschluss des Gottesdienstes, als Begleitung in den Alltag, als im Alltag weiter wirkend, als Stärkung, als Zuspruch der Gegenwart Gottes, als Gemeinschaftserlebnis, als Geschenk, als Schutz, als Wohlbefinden sowie als Bewusstsein von Einzigartigkeit. Fehlen darf er keinesfalls, wie mehrere Male betont wird, beispielsweise von dem alternativen Gottesdiensten zuneigenden 45jährigen Emil:

„Würde auch fehlen, einfach, also auch Segen – ist auch ein Muss. [...] Ich kann nicht einen Gottesdienst beenden ohne Segen. Würde nicht gehen in meinen Augen.“ [Emil 20,11 – 15]

Offensichtlich ermöglicht der Segen wie kein anderes gottesdienstliches Element eine ganze Bandbreite an inhaltlichen Füllungen bei durchgehend hoher Bedeutung. Diese Spur könnte sich in besonderer Weise als relevant erweisen für die Frage, was Menschen im Gottesdienst suchen und finden – sie suchen Segen und finden diesen in sehr verschiedenen Linien, die aber offensichtlich alle von diesem liturgischen Element ge- und erfüllt werden.

1.4. Zur Bedeutsamkeit des Gottesdienstes – theologische Urteilsbildung

Offensichtlich klaffen einerseits ein statistisch relativ geringer Gottesdienstbesuch und eine andererseits subjektiv hohe Bedeutung des Gottesdienstes für diejenigen, die ihn besuchen, als Befunde weit auseinander. Quer durch die Generationen, Geschlechter und Milieus besuchen Menschen den Gottesdienst gerne – wenn sie ihn besuchen. Das bedeutet: Statistisch geringe Teilnahmezahlen bedeuten nicht automatisch, dass der Gottesdienst an Belang für das kirchlichen Handeln und/oder die Kirchenmitglieder verliert. Der Gottesdienst ist für viele Menschen in vielfältiger Hinsicht bedeutsam und hilfreich, und die Erwartungen an ihn sind hoch. Dabei sind in mancher Hinsicht die Erwartungen sehr disparat. Es gibt jedoch auch Punkte, an denen quer durch die Generationen, Geschlechter und Häufigkeit des Gottesdienstbesuchs Einigkeit besteht wie beispielsweise in der Erwartung der Lebensrelevanz des Gottesdienstes und hinsichtlich seiner Aufgabe, das Subjekt ernst zu nehmen. Diese Erwartung ist theologisch durchaus legitim, insofern das Evangelium ja nicht abstrakt verkündet werden kann als Ausrichtung einer objektiven Botschaft. Die Verkündigung des Evangeliums zielt darauf, dass der einzelne Mensch es für sein Leben annimmt. Hier ist offensichtlich ein wichtiger Punkt für die Zukunft des Gottesdienstes getroffen.

Theologisch interessant ist weiter die besondere Bedeutung, die der Segen in der Wahrnehmung der Kirchenmitglieder besitzt. Wie auch immer dieser in aller Disparatheit verstanden und gedeutet wird – offensichtlich spielt die Eröffnung des direkten Kontaktes zur Transzendenz und das Erleben der Gegenwart Gottes eine zentrale Rolle für das Erleben des Gottesdienstes. Dies trifft sich in erstaunlicher Weise mit den theologischen Überlegungen zum Sinn des Gottesdienstes. In seiner auf drei Bände angelegten Liturgik formuliert Peter Cornehl:

„Die Begegnung mit Gott, das Sich-Öffnen für das Unbedingte, für die alles bestimmende letzte Wirklichkeit ist das einzige Ziel des Gottesdienstes. [...] Dafür bildet sich aus der Glaubensgemeinschaft die Gottesdienstgemeinde und versammelt sich zu diesem Zweck zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten.“⁶

6 A.a.O., 66.

Als „darstellendes Handeln“, das nicht den sachgerichteten Intentionen des „organisierenden Handelns“ unterliegt,⁷ hält der Gottesdienst die Transzendenz in der Immanenz präsent und ist damit theologisch wesentlich für die Identität der christlichen Botschaft. Insofern ist sowohl für das Handeln der Kirche als auch für den Glauben und das Leben der Einzelnen die große Bedeutung des Gottesdienstes festzuhalten. Diese gilt einerseits unabhängig von seinen Teilnahmezahlen, andererseits ist immer wieder kritisch zu fragen, ob und wo in den Formen des Gottesdienstes Hinderungsgründe liegen könnten, ihn zu besuchen.

Dies führt zum zweiten Themenkreis, der sich gegenwärtig im Zusammenhang mit dem Gottesdienst stellt: die Frage nach der Form des Gottesdienstes und damit verbunden die wachsende Vielfalt der gottesdienstlichen Landschaft.

2. Die Frage nach der gottesdienstlichen Form: agendarisch versus alternativ?

2.1. Die Entwicklung alternativer Gottesdienstformen (Situationsanalyse)

Eine Konsequenz aus der Erkenntnis, dass es nicht nur externe, sondern auch interne, im Gottesdienst selbst liegende Gründe gibt, den Gottesdienst nicht zu besuchen, ist ein verstärktes Nachdenken über die Gestaltung, die Form des Gottesdienstes. In der Praktischen Theologie wird von einem „performative turn“ gesprochen,⁸ der auf eine besonders in der protestantischen Theologie häufig vernachlässigte Dimension aufmerksam gemacht hat: Der Zugang zum Gottesdienst und sein Erleben sind bei weitem nicht nur eine Frage des Inhalts, sondern die ästhetische Form spielt dafür ebenfalls eine wichtige Rolle. Form und Inhalt werden nicht unabhängig voneinander erlebt, sondern stehen in einem engen Bezug und einer Wechselbeziehung zueinander. Dies bedeutet zunächst eine Herausforderung für die „Kirche des Wortes“, die den Akzent lange allein auf die Auseinandersetzung mit den Inhalten des christlichen Glaubens gesetzt hat. Hier haben die Erkenntnisse aus der Praxis die Theorie zu einem neuen Nachdenken inspiriert. Im Blick auf die Formen des Gottesdienstes sind vor

7 „Der Cultus ist darstellende Mittheilung und mittheilende Darstellung des gemeinsamen christlichen Sinnes.“ *Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher*, *Die Praktische Theologie nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt* (hg. v. Jacob Frerichs), Berlin 1850, 145. Vgl. dazu auch *Karl-Heinrich Bieritz*, *Liturgik*, Berlin / New York 2004, 7.

8 Vgl. beispielsweise *Thomas Klie*, *Performative Wende in der Praktischen Theologie*, in: *Heinrich Assel / Christfried Böttrich / Henning Theißen* (Hg.), *Ökumene des Nordens. Theologien im Ostseeraum*, Frankfurt a.M. u. a. 2009, 161 – 169.

allein die Milieuforschungen seit Ende der 1990er Jahre wichtig geworden. Im Anschluss an die Diagnosen des Soziologen Gerhard Schulze ist es mittlerweile weitgehender Konsens in der Praktischen Theologie, dass Menschen sich in der Pluralität der Gesellschaft mit ihren diversen Wahlmöglichkeiten an sog. „alltagsästhetischen Schemata“ orientieren.⁹ Ästhetische Kriterien sind weitgehend ausschlaggebend für die diversen Entscheidungen des täglichen Lebens vom Einkauf der Zahnpasta bis zur Freizeitgestaltung. Dies gilt, wie mittlerweile in verschiedenen Studien gezeigt worden ist, in einem nicht unerheblichen Maße auch für die religiöse Orientierung (die Einschränkung „in nicht unerheblichem Maße“ setze ich bewusst, da ich überzeugt bin, dass in religiösen Fragen durchaus auch inhaltliche Fragen relevant sind!). Gleichzeitig hat diese Perspektive den Blick dafür geöffnet, dass die kirchlichen Handlungsformen ebenfalls bestimmten ästhetischen Schematisierungen unterliegen. Dies ist unweigerlich der Fall, denn bereits das Mobiliar des Gemeindehauses oder die Entscheidung, in welchem Rhythmus eine Gruppe von Menschen zusammenkommt, ist milieurelevant: Während die einen sich beim Betreten des Gemeindehauses sofort angesprochen und wohl fühlen, passt die Verbindlichkeit der Gruppe nicht zur Lebensorientierung der anderen. Auch der traditionelle agendarische Gottesdienst entspricht manchen Milieus stärker als anderen. Wer klassische Musik im täglichen Leben liebt, wird einer Bachkantate oder einem Paul-Gerhardt-Lied anders begegnen als jemand, der sonst Volksmusik oder Heavy Metal hört. In der ästhetisch ausdifferenzierten Gesellschaft der Gegenwart drängt sich der Eindruck auf, dass jede Form milieuffin ist – und damit andere Milieus ausschließt. Diese Erkenntnis ist im Blick auf den Gottesdienst insofern ernüchternd, als damit die vielfältigen kirchlichen Bemühungen, Gottesdienste so einladend zu gestalten, dass sich wirklich alle Gemeindeglieder willkommen geheißen fühlen, offensichtlich ins Leere laufen.

Diese Erkenntnis ist ein wesentliches Movens für die Entwicklung der sog. „alternativen Gottesdienstformen“, die bewusst milieudifferenziert vorgehen und sich vorwiegend an denjenigen orientieren, die sich von den agendarischen Formen nicht angesprochen fühlen.¹⁰ Zudem sind diese Formen weniger auf die gemeinsame Feier der Gemeinde ausgerichtet, sondern zielen auf Sinn- und Orientierungssuche, religiöses Erleben und offenere Formen von Gemeinschaft. Ihr Anspruch ist es, christlichen Glau-

⁹ Vgl. *Gerhard Schulze*, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Berlin / New York 1992, 125–168.

¹⁰ Zu der Frage, wen die alternativen Gottesdienstformen eigentlich ansprechen, vgl. differenziert *Lutz Friedrichs*, *Gottesdienst als spirituelles Angebot. Praktisch-theologische Einblicke in die Kultur neuer Gottesdienstformen*, in: *DtPfrBl* 108 (2008), 468–471, bes. 470.

ben als relevant für das individuelle Leben zu zeigen.¹¹ Diese Formen verstehen sich als bewusste Wahloption in der individualisierten Gesellschaft. Überregional bekannte Formen unter ihnen sind die ursprünglich aus Finnland stammende Thomasmesse,¹² GoSpecial¹³ undachteulengottesdienste¹⁴. Daneben gibt es aber auch diverse lokal entwickelte Formen. In Stil und Charakter sind sie durchaus unterschiedlich ausgerichtet. Gemeinsam ist diesen Formen, dass sie einer erkennbaren Liturgie folgen, die jeweils neu gefüllt und variiert werden kann, aber auch charakteristische wiederkehrende Elemente aufweist. Typisch sind auch kreative Elemente wie Anspiel, Tanz, Zwiegespräch etc.¹⁵

2.2. Einander ausschließende Gegensätze? – Praktisch-theologische Deutungen

Die Etablierung der alternativen Gottesdienstformen wird in den praktisch-theologischen Diskursen der Gegenwart überwiegend als Infragestellung des traditionellen agendarischen Gottesdienstes gedeutet, insofern dessen Anspruch, alle Gemeindeglieder gleichermaßen zu integrieren, als unrealistisch entlarvt wird. Die offenen gottesdienstlichen Formen nötigen den agendarischen Gottesdienst dazu, sich seines Selbstverständnisses zu vergewissern.¹⁶ Über diese – kaum von der Hand zu weisende – Erkenntnis hinaus kommen einige praktisch-theologische Untersuchungen jedoch zu der These, dass die agendarische Form und die alternativen Formen als einander

- 11 „Wer Menschen fragt, wie sie Gottesdienst erleben, erhält nicht selten die Antwort: ‚Die haben mit meinem Leben nichts zu tun!‘ ‚Alternative‘ Gottesdienstformen sehen das als Herausforderung. Sie bemühen sich um Formen und Stile, die Menschen das Gefühl geben, Kirche habe etwas mit ihrem Leben zu tun.“ (*Friedrichs* [Anm. 4], 46.)
- 12 Vgl. *Tilmann Haberer*, Die Thomasmesse. Ein Gottesdienst für Ungläubige, Zweifler und andere gute Christen, München 2000.
- 13 Vgl. *Klaus Douglass / Kai Scheunemann / Fabian Vogt*, GoSpecial. Lust auf Offene Gottesdienste, Gütersloh 2004.
- 14 Vgl. *Georg Schützler / Siegfried Zimmer*: Wohin gehen „Nachteulen“? Argumente, Geschichten und Phantasien für Gottsucher und solche, die es werden könnten, Stuttgart 1998.
- 15 Zur Entwicklung der neuen Gottesdienstformen vgl. *Lutz Friedrichs*, Intensiv und unverbindlich. Praktisch-theologische Beobachtungen und Überlegungen zu neuen Gottesdienstformen, in: ThLZ 133 (2008), 1019 – 1034, bes. 1023 ff.
- 16 So wird gefragt, ob die häufig genannte „Normalität“ seinen Charakter als Norm bezeichne oder darauf hinweise, dass er „nichts Besonderes“ darstelle (vgl. *Kristian Fechtner / Lutz Friedrichs*, Einleitung, in: *dies.* [Hg.], Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch, Stuttgart 2008, 9 – 12, hier: 9). Sprachlich könne Gegenteil das „Abnorme“ oder aber das „Besondere“ sein (*Michael Meyer-Blanck*, Elemente einer praktisch-theologischen Theorie des ‚Normalfalles‘, in: ebd., 72 – 81, hier: 72).

ausschließende Gegensätze wahrgenommen werden. So kommt beispielsweise eine Studie des Bayerischen Gottesdienstinstituts zu dem Schluss, dass es eine „absolute Ausnahme“ darstelle, „Flexibilität und die Bereitschaft, Gottesdienste in den verschiedenen Formen aufzusuchen“ zu zeigen, die sich nur bei dem kleinen Personenkreis fände, der „gottesdienstlich gerne alles mitmacht“.¹⁷

Die Konsequenz dieser resignativ vorgetragenen Einsicht könnte nur sein, die Suche nach der Integration von Verschiedenheit im Gottesdienst aufzugeben zugunsten einer immer stärkeren Ausdifferenzierung gottesdienstlicher Formen. Bevor diese – für den Gottesdienst einschneidende – Konsequenz gezogen wird, lohnt sich jedoch wiederum ein genauerer Blick auf die Perspektive der Kirchenmitglieder.

2.3. Präferenzen und Flexibilitäten – empirische Vertiefungen

In dieser Frage hat unsere empirische Studie zum Erleben des Gottesdienstes – für mich selbst in dieser Deutlichkeit überraschend – andere Erkenntnisse als die genannten erbracht, die gerade in ihrer Differenziertheit sehr interessant sind: Auf der einen Seite wird deutlich, dass die ästhetische Form des Gottesdienstes in der Tat eine wichtige Rolle spielt: Fast alle Befragten äußerten klare Präferenzen hinsichtlich der liturgischen Form im Gottesdienst. Auf der anderen Seite bilden diese Präferenzen nur in wenigen Fällen absolute Kriterien für die Bewertung bzw. den Besuch eines Gottesdienstes. Die Selbstverortung ist nicht starr, sondern beinhaltet eine relativ hohe Flexibilität. Für diese Flexibilität gibt es neben den (natürlich auch vorhandenen) eindeutigen Präferenzen vier Varianten:

Die eine bevorzugt einen Wechsel zwischen agendarischen und freien Formen:

„Man hat dann halt mal was anderes.“ (Lena 8,1)

Eine zweite bevorzugt eine Mischung aus traditionellen und neuen Formen:

„Das kann ruhig gemischt sein.“ (Christiane 7,4)

Ferner kann sich die Bevorzugung der einen Form mit einer Öffnung für andere Formen verbinden:

„Aber nicht, dass ich es von vornherein ablehne oder auch dann nicht akzeptieren würde.“ (Wilfried 16,13 f.)

Schließlich findet sich auch die Ablehnung jeglicher Selbstverortung:

„Keine Dogmen.“ (Kai 6,9)

17 Hanns Kerner, *Der Gottesdienst*, Nürnberg o. J., 38.

In allen vier flexiblen Varianten finden sich inhaltliche Begründungen, die zeigen, dass häufig eben doch nicht nur die Form entscheidend ist, sondern ihre konkrete Ausgestaltung und Durchführung. Denn diese ist wesentlich dafür verantwortlich, wie der Gottesdienst erlebt wird – und das Erleben wiederum führt zur Bevorzugung oder Ablehnung bestimmter Formen.

Dieses Ergebnis erscheint mir für die gegenwärtigen praktisch-theologischen und kirchlichen Diskurse zur Zukunft des Gottesdienstes wichtig und hilfreich. Es stärkt einerseits die Erkenntnis, dass (jedenfalls in empirischer Perspektive) der agendarische Sonntagvormittagsgottesdienst nicht unreflektiert als „Gottesdienst für alle“ bezeichnet werden kann, während alternative Formen spezifische „Zielgruppengottesdienste“ darstellten – denn die Kirchenmitglieder verhalten sich gegenüber beiden Formen prinzipiell gleich, indem sie ihre Präferenz jeweils subjektiv mit ihren persönlichen Vorlieben und Ausrichtungen begründen.

Gleichzeitig wird jedoch der – sich in den letzten Jahren gelegentlich aufdrängende – Eindruck relativiert, dass es keinen gemeinsamen gottesdienstlichen Nenner gegenüber den divergierenden Wünschen der Kirchenmitglieder mehr gäbe. Die Relativierung der gottesdienstlichen Form durch inhaltliche Kriterien motiviert noch einmal zu einer verschärften Aufmerksamkeit für das „Wie“ der Gestaltung. Immer wieder werden dabei Authentizität und das Erleben innerer Tiefe genannt, vielleicht am deutlichsten ausgedrückt von Kai:

„Wenn ich die Seele durch höre, dann ist alles gut.“ (Kai 5,11)

2.4. Gottesdienst als Kommunikation des Evangeliums – theologische Einsichten

Zunächst einmal ist schlicht zu akzeptieren, dass *jede* gottesdienstliche Form bestimmte Milieuaffinitäten besitzt. Dies ist den Gottesdiensten nicht anzulasten, sondern ist in unserer ästhetisch orientierten und ausdifferenzierten Gesellschaft nicht vermeidbar. Zu bedenken ist dabei, dass auch die alternativen Gottesdienstformen bestimmte, keineswegs alle Milieus ansprechen. Das sog. Milieu der „Zurückgezogenen“,¹⁸ dem Menschen mit geringer Bildung, geringem Einkommen und großer sozialer Zurückgezogenheit angehören, wird bislang von keiner Form wirklich erreicht. Vor dem Hintergrund des Auftrags an die Kirche, den Armen das Evangelium zu verkünden, stellt dies eine erhebliche theologische Anfrage an das gottesdienstliche Handeln der Kirche dar, was selbstverständlich wiederum

18 Die Terminologie übernehme ich von *Claudia Schulz / Eberhard Hauschildt / Eike Kohler*, Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde, Göttingen 2008.

komplexe Ursachen hat. Diese Einsicht motiviert dazu, weiterhin nach gottesdienstlichen Formen zu suchen, die das Evangelium mit *aller* Welt kommunizieren.

Zur Ausdifferenzierung der gottesdienstlichen Landschaft ist jedoch theologisch zu fragen, was diese für den Gemeinschaftsgedanken im Gottesdienst bedeutet. Als Gegenargument wird gelegentlich angeführt, dass sich im Gottesdienst die „ganze Gemeinde“ versammeln und auf diese Weise die christliche Gemeinschaft manifestieren soll. Diese Argumentation hat gleichzeitig eine spezifische Schwierigkeit und weist auf einen wichtigen Aspekt hin: Einschränkend muss zunächst gesagt werden, dass die durch Christus gestiftete Gemeinschaft nicht die sozialen Beziehungen der Ortsgemeinde meint, sondern sich auf die weltweite Kirche bezieht. Diese Gemeinschaft realisiert sich vor Ort im konkreten Gottesdienst immer nur exemplarisch; der Versuch einer Vollständigkeit würde theologisch ihr Ziel verfehlen.

Gleichzeitig ist jedoch die Leitidee, dass der christliche Glaube und seine Ausdrucksform Gottesdienst gemeinschaftsstiftend wirken und damit Schranken zwischen Menschen überwindet, die im Alltag wenig miteinander zu tun haben, theologisch nicht aufzugeben. Diese Einsicht motiviert dazu, auf der Basis der Milieudifferenz nach milieuverbindenden Formen des Gottesdienstes zu suchen.

Theologisch kann sich diese Freiheit auf ein reformatorisches Erbe berufen: CA VII formuliert, dass es

„genug [ist] zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, dass da einträchtig nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden. Und es ist nicht nötig zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, dass allenthalben gleichförmige Zeremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden, wie Paulus im Epheserbrief Kapitel 4 schreibt: ‚Ein Leib, ein Geist, wie ihr berufen seid zu einerlei Hoffnung eures Berufs, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe.‘“¹⁹

Nicht eine bestimmte gottesdienstliche Form macht den Gottesdienst der Kirche aus, sondern Wort und Sakrament. Die Aufgabe des Gottesdienstes ist es, das Evangelium zu kommunizieren und zwar nicht mit bestimmten Menschen, sondern mit aller Welt. An dieser muss sich jede Form des Gottesdienstes messen lassen.

19 Zitiert nach: Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evangelischen-lutherischen Kirche, Ausgabe für die Gemeinde. Im Auftrag der Kirchenleitung der Vereinigten Evangelischen Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) hg. v. Luth. Kirchenamt der VELKD, Gütersloh 1986, 64 f.

3. Konsequenzen für die kirchliche Praxis und die Praktische Theologie

Welche Konsequenzen für die Praktische Theologie und das kirchliche Handeln ergeben sich aus den Erkenntnissen?

1. Es lohnt eine hohe Aufmerksamkeit für den Gottesdienst und seine Formen.

Sowohl die empirische Vertiefung als auch die theologischen Einsichten stärken die gegenwärtig zu beobachtende Aufmerksamkeit für den Gottesdienst. Statistisch geringe Besuchszahlen bedeuten nicht, dass der Gottesdienst von geringem Belang für das kirchliche Handeln und/oder die Kirchenmitglieder ist. Der Gottesdienst ist für viele Menschen in vieler Hinsicht bedeutsam und die Erwartungen an ihn sind hoch. Insofern ist weiter intensiv an einer Gottesdienstkultur zu arbeiten, die diese Zeit als subjektiv wertvolle Zeit erleben lässt.

2. Die neuere Tendenz, über die gottesdienstlichen Formen kreativ nachzudenken, ist nachdrücklich zu unterstützen.

Zu stärken ist weiter die Tendenz, durch die Arbeit an der Gottesdienstkultur mehr und andere Menschen als bislang erleben zu lassen, wie wertvoll der Gottesdienst für ihr Leben und ihren Glauben ist. Zwar ist der Gottesdienstbesuch nicht in einem simplifizierten Sinn heilsnotwendig, weil Gottes Geist eigene Wege findet und Gott mit jedem Menschen eine eigene Geschichte hat, über die wir nicht urteilen können und die wir daher auch nicht an definierte Faktoren wie den Gottesdienstbesuch binden können. Allerdings weht der Geist eher selten im luftleeren Raum, und Glaube entsteht nicht sehr oft unabhängig von einer zuverlässigen und gestalteten Kommunikation des Evangeliums, ebenso wenig wie er sich ohne den Austausch mit anderen weiterentwickelt. Insofern muss der Kirche von ihrem Auftrag her daran gelegen sein, dass Menschen im Gottesdienst das Evangelium erfahren und in ihrem Glauben und ihrem Leben gefördert werden. Dass dies im Gottesdienst erfahrbar und erlebbar wird, ist die Bringschuld der Kirchen und der für den Gottesdienst Verantwortlichen.

3. Kriterium für jede Form ist die Kommunikation des Evangeliums.

Daher ist jede gottesdienstliche Form daraufhin zu befragen, ob und mit wem sie das Evangelium kommuniziert. Dies gilt für den agendarischen Gottesdienst ebenso wie für die neuen gottesdienstlichen Formen. Dies bedeutet eine sowohl theologisch als auch phänomenologisch intensive Arbeit für diejenigen, die für den Gottesdienst Verantwortung tragen – also Presbyterien, Pfarrerinnen und Pfarrer, kirchenleitend Verantwortliche und

auch Praktische Theologinnen und Theologen. Wir müssen uns stärker dafür interessieren, ob und wie Menschen im Gottesdienst (und übrigens auch im sonstigen kirchlichen Handeln) das Evangelium erleben und verstehen und was dies bei ihnen bewirkt.

4. Es lohnt die Suche nach einer Balance zwischen gottesdienstlicher Milieudifferenzierung und Milieuverbindung.

Auf der Basis der Akzeptanz milieudifferenzierter Orientierungen und Bedürfnisse lohnt eine intensive Suche nach milieuverbindenden Formen. Dafür erscheint mir eine Intensivierung des Bemühens erforderlich, die Perspektiven und Bedürfnisse der Gottesdienstbesucherinnen und -besucher zu Wort kommen zu lassen und ernst zu nehmen. Eine wichtige Spur erscheint mir das im Rahmen unserer Studie immer wieder geäußerte Kriterium, dass die gewählte Form inhaltlich und personell gefüllt sein muss, also von den agierenden Personen lebendig und authentisch dargestellt und vertreten und mit lebensrelevanten Inhalten gefüllt wird.

5. Eine realistische Theorie des Gottesdienstes ist zu entwickeln.

Die Wahrnehmung der Situation, die Deutungen, die empirischen Vertiefungen und die theologischen Einsichten haben gezeigt, dass wir eine praktisch-theologische Theorie des Gottesdienstes brauchen, die sowohl mit der Realität eines statistisch geringen Gottesdienstbesuchs als auch mit seiner eminenten Bedeutung für die Kirche und die Kirchenmitglieder vermittelt ist. Wir brauchen eine Theorie des Gottesdienstes, die die gegenwärtige Situation aufnimmt und deutet und gleichzeitig Perspektiven für ihre Veränderung eröffnet, ohne unrealistische Leitbilder einer sonntäglich vollen Kirche aufzumachen. Das bedeutet, dass einerseits Abstand zu nehmen ist von einem normativ verstandenen Ideal des Gottesdienstes als „Mitte der Gemeinde“. Statt von einer definierten Veranstaltungform sollte stärker von der Kommunikation des Evangeliums in unterschiedlichen Handlungsfeldern ausgegangen werden und der Gottesdienst im Rahmen dieser grundlegenden Aufgabe der Kirche insgesamt betrachtet werden. Gleichzeitig sollte gerade von dieser Aufgabe her der Gottesdienst daraufhin befragt werden, mit wem er in welcher Weise bestmöglich Evangelium kommuniziert und welche Veränderungen möglicherweise nötig sind, um diese zu erreichen.

Dr. Uta Pohl-Patalong, geb. 1965, ist Professorin für Praktische Theologie an der Christian-Albrechts-Universität Kiel, Institut für Praktische Theologie, Leibnizstr. 4, 24118 Kiel.

E-Mail: upohl-patalong@email.uni-kiel.de